

Südsee kommt nach Berlin. Provenienzforschung zu Sammlungen aus dem Ethnologischen Museum Berlin

MARKUS SCHINDLBECK, BERLIN

Einführung

Raubkunst, Kolonialkunst, Sammelwut sind die Schlagworte, die heute meistens in Zusammenhang mit völkerkundlichen Museen benutzt werden; in Berlin bekanntermaßen vor allem als „anti-Humboldt-Bewegung“, d. h. als Aktivismus gegen die Wiedererrichtung des Schlosses und des Einzuges der außereuropäischen Sammlungen formuliert, dann besonders in den Medien aufgenommen seit den Äußerungen von Macron, Savoy und Sarre.¹ Die Diskussion über den kolonialen Kontext der Herkunft der Sammlungen ist jedoch viel älter. Ich selbst habe vor vielen Jahren über Kolonialismus geschrieben und an Handbüchern über die ehemaligen deutschen Kolonien mitgearbeitet.² Es ist also nicht so, wie das oft dargestellt wird, dass erst jetzt die Museumskuratoren sich mit Provenienzforschung und Kolonialismus beschäftigen. Ferner wird seit längerem Forschung von ethnologischer Seite zu den Händlern von ethnographischen Gegenständen ausgeführt.³

Zu Beginn muss auf einen weiteren, weit verbreiteten Irrtum hingewiesen werden, weil er die ganze Debatte auch in eine falsche Richtung gesteuert hat. Es wird ständig von „Raubkunst“ gesprochen, ohne zu überlegen, was man eigentlich damit meint. So kommt man zu den grotesken Zahlen wie, dass in dem Museum in Berlin angeblich 75.000 afrikanische Kunstgegenstände lagern.⁴ Hier wendet sich eine in den letzten Jahrzehnten von Museumskuratoren praktizierte Nomenklatur gegen die Museen selbst. Zu viele dachten, dass sie mit Ausstellungen wie „Afrikanische Kunst“ oder anderen Kunstthemen mit ihren Sammlungen nobilitiert würden, d. h. in den Parnass der Künste aufsteigen könnten, um endlich das Image der Pfeilspitzen-Sammler ablegen zu können.⁵ Dabei handelt es sich um die westliche Hierarchisierung von Museen und ihren Mitarbeitern. So vermisste ich auch im Musée du Quai Branly bei meinem ersten

Rundgang vor etwas über zehn Jahren die einfachen Alltagsgegenstände, von denen doch die ethnographischen Sammlungen so reich sind. Natürlich hat sich die Anwendung des Begriffes Kunst für ethnographische Objekte verschoben, treibende Kraft sind vor allem der Kunstmarkt und die Kunsthändler, so dass mancher Alltagsgegenstand plötzlich die Aura eines Kunstgegenstandes erhielt, westlich-europäische Kategorisierungen, die aber in der heutigen Debatte eine Rolle spielen. Wer will denn schon Schlagzeilen publizieren wie „Geraubte Alltagsgegenstände“ oder „Geraubte Fischnetze“.

In diesem Zusammenhang wird nun die Herkunft eines Gegenstandes zum zentralen Forschungsziel, und nicht mehr sein ethnologischer Kontext, zu welchem Zwecke er gesammelt worden ist. Provenienzforschung ist angesagt.⁶

Provenienzforschung

Ein ebenfalls weit verbreiteter Irrtum ist, dass die Museumskuratoren früher sich nicht mit der Entstehung der Sammlungen beschäftigt hätten, nur geschah diese Beschäftigung unter einer anderen Perspektive. Man versuchte, das Zustandekommen von Sammlungen als ein positives herausragendes Kennzeichen der jeweiligen Institution darzustellen.

„Provenienzforschung heißt Herkunftsforschung und ist eine klassische Disziplin der Kunstgeschichte. Es geht bei dieser Forschung um die Geschichte des Kulturgutes, die mit der Entstehung des Werkes einsetzt. Herauszufinden ist, wer ein Kunstwerk wie, bei oder von wem, wo, für wie viel und eventuell für wen beauftragt, erworben oder gehandelt hat. Im Idealfall ist die Motivation des Erwerbs oder des Verkaufs zu erfahren und in welchem Zusammenhang das Werk bei den einzelnen Eigentümer/innen/n und/oder Besitzer/innen/n zu sehen gewesen ist (Stichwort: Rezeption) – ob im privaten oder öffentlichen Bereich – und in welchen Sammlungszusammenhängen das Werk welche Rolle gespielt hat (Stichwort: Sammlungsgeschichte).“

¹ Zu Savoy und Museen vgl. Savoy 2018.

² Schindlbeck 2001a, 2001b.

³ Vgl. Scheps 2005, Schindlbeck 2012 und 2018, Thode-Arora 1992. Wie Provenienzforschung vor allem vom Kunstmarkt angestoßen wurde, siehe bei Waterfield/King 2006.

⁴ Radisch 2018.

⁵ In den Dahlemer Museen wurden so die Ethnologen von den Wissenschaftlern der asiatischen Kunstmuseen Ende des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

⁶ An zahlreichen Museen wird heute Provenienzforschung ausgeführt und Stellen zur Provenienzforschung wurden geschaffen. Vgl. z. B. Hufschmidt 2019 und Schulze/Reuther 2014.

So wird Provenienz definiert auf einer Internetseite in Zusammenhang mit dem Sammler Flechtheim.⁷ In einer rezenten Ausstellung „Biografien der Bilder. Provenienz im Museum Berggruen“ wurde Provenienz folgendermaßen umschrieben:

„Provenienz bedeutet Herkunft oder Ursprung. Provenienzforschung beschäftigt sich mit der Herkunft sowie der Besitzer- und Eigentümergeschichte von Kunstwerken. Sie gewährt tiefe Einblicke in die Biografie eines Kunstwerkes und verfolgt seinen Weg vom Atelier des Künstlers über den Handel und Ausstellung bis zu den Sammlern, die sie vor dem derzeitigen Eigentümer besaßen. Jede Besitzverschiebung erzählt immer auch eine persönliche Geschichte der Eigentümer, die tiefgreifend von der Zeitgeschichte geprägt sein kann.“

Die Sammlungstätigkeit anhand einiger Beispiele

In einer neueren Publikation über das Humboldt Forum und die Ethnologie hat Fritz Kramer einen wichtigen Aspekt der „Aneignung“, wie heute Sammeltätigkeit bezeichnet wird, hervorgehoben, den ich mit dem Folgenden näher ausführen will: Er schreibt:

„Wer aber meint, unrechtmäßige Aneignung sei das Grundprinzip ethnographischen Sammelns gewesen, degradiert erstens die Herkunftsgesellschaften zu Opfern, während sie tatsächlich handelnde Subjekte waren und es oft verstanden, das Faible der Sammler zu ihrem Vorteil zu nutzen. Und zweitens verkennt er, dass der Tausch ein elementares Bedürfnis aller Gesellschaften ist, eine Eigenschaft des Menschseins. Der Gabentausch ist ja nicht nur von ökonomischem Nutzen, er stiftet, wie wir spätestens seit Marcel Mauss' Essay über die Gabe wissen, soziale Beziehungen.“⁸

Und Glenn Penny hat gerade vor kurzem in einem umfassenden Buch „Im Schatten Humboldts“ mit einer detaillierten Darstellung der Sammlungstätigkeiten des Berliner Museums darauf verwiesen, es sei „von entscheidender Bedeutung, dass wir solchen simplifizierenden Polemiken widerstehen und die Ziele und Zwecke verstehen, die sie verbergen sollen.“⁹

Frühe Beispiele aus Ozeanien

„Alle Völker der Südsee betrieben einen mehr oder weniger ausgebreiteten einheimischen Handel und bildeten sich für ihren Verkehr gewisse Normen. Auf den meisten Inseln trug dieser Verkehr den Charakter eines Tauschhandels. Für gewisse empfangene Gegenstände wurden andere angeboten und der Gebrauch bestimmte mit der Zeit den gegenseitigen Werth derselben.“¹⁰

Als Kind einer Deutschen und eines Ungarn wurde Johann Stanislaus Kubary 1846 in Warschau geboren. Im Alter von sechs Jahren verlor er den Vater, seine Mutter heiratete wenig später einen Polen. Statt Jura interessierte er sich mehr für Anatomie und studierte Medizin an der Warschauer Universität. Er verwickelte sich in die polnischen Befreiungsbewegungen und musste schließlich fliehen und ging nach Berlin, dann weiter nach Hamburg, wo er das Haus Godeffroy kennen lernte, so dass er in Anstellung als Sammler mit 22 Jahren Europa verließ. Doch auf Samoa erhielt er 1868 keine Unterstützung von den dortigen europäischen Händlern und blieb Außenseiter. Mit seiner samoanischen Haushälterin Nosi reiste er nach den Marshall-Inseln, Pohnpei und Yap, wo er im November 1870 eintraf. Nach drei Monaten fuhr er weiter nach Palau, wo er zwei Jahre blieb. 1873 reiste er mit 100 Kisten bepackt nach Pohnpei zurück. Durch einen Schiffbruch verlor er einen großen Teil seiner Sammlung und im Mai 1875 traf er wieder in Hamburg ein, nachdem er sich von Nosi getrennt hatte. Im gleichen Jahr kehrte er im Auftrag von Godeffroy wieder nach Pohnpei zurück, wo er Yelirt heiratete, die mütterlicherseits von einer ranghohen Familie abstammte und mit der er zwei Kinder bekam, die Tochter erhielt den Namen Pelau. Er besuchte nun auch andere Inseln der Karolinen wie Nukuor, die Mortlock-Inseln und Truk. Nach dem Konkurs von Godeffroy 1879 war er mittellos auf Pohnpei und versuchte sich als Betreiber einer Plantage, ohne Erfolg. Auf Palau lebte er als Gast von befreundeten Häuptlingen. 1884 sollte er für das Berliner Museum sammeln, was jedoch zu keiner längeren Anstellung führte. Schließlich übernahm er 1885 den Posten eines Stationsvorstehers in Neuguinea. 1896, im Anblick seiner zerstörten Pflanzungen, die im Aufstand gegen die spanische Kolonialmacht zerstört worden waren, beging er neben dem Grab seines früh verstorbenen Sohnes Selbstmord.¹¹

Im Leben von Kubary finden wir eine ganze Reihe von Elementen, die die Sammler jener Zeit auszeichneten. Obgleich von schwacher Gesundheit, unternahm er größte Anstrengungen. Er ließ sich intensiv mit der Bevölkerung ein, ja wir würden heute sagen, dass er „going native“, d. h. sich ganz in das Leben der Indigenen eingefügt hatte. Er war Pflanze, Kolonialbeamter, Ethnologe und Mediziner. Kubary hat wichtige Texte für diese frühe Zeit publiziert und hat für das Berliner Museum gesammelt. Von ihm soll hier

⁷ <http://alfredflechtheim.com/provenienzforschung/> aufgesucht am 17.7.19.

⁸ Kohl et al. 2019: 42. Vgl. auch Kramer 2019. Gardner (2002) hat die Bedeutung des Tausches von Ethnographica bei Missionen herausgearbeitet.

⁹ Penny 2019: 147.

¹⁰ Kubary 1895: 1.

¹¹ Probst 1983: 25–27.

ein Beispiel erwähnt werden, das sicher nicht für alle, aber doch für häufige Erwerbungen kennzeichnend ist. Zu Beginn des Jahres 1885 hatte er die Gelegenheit, nach den westlichen Inseln der Karolinen zu reisen, auf der Brigg „Swan“ des Eigners Capt. D.D. Okeefe, der auf Yap seine Geschäfte betrieb.

„Kaum dass wir im Licht des anbrechenden Tages vom Lande aus erkannt wurden, konnten auch wir die, uns entgegeneilenden Fahrzeuge der Eingeborenen bemerken [...] Bald wurden wir von den Fahrzeugen der braunen Söhne Sonssol's umringt und nun war meine Zeit gekommen [...] Wir befanden uns glücklicher Weise in einer angenehmeren Lage, da Capt. Okeefe schon seit Jahren freundliche Beziehungen mit der Insel unterhielt und sich ferner einige Eingeborne der Insel als heimkehrende Passagiere befanden. Die mehr als zwanzig, je mit drei bis acht Eingebornen bemannten Fahrzeuge, drängten sich an die Seiten der gewaltig schwankenden Brigg [...] Das Krachen der brechenden Hölzer, die Warnungs- und Aufforderungsrufe, das wilde Lachen der, über die Seiten heranstürmenden Kerle, deren jeder eine Menge von Sachen, von denen stets ein Theil ins Wasser fiel, zum Verkaufe hinter sich mitschleppen wollte ... als die ca. 100 Mann sich über das Deck zerstreuten [...] und Matten, Schnüre, schlechte Conchylien, hungerige Hühner u. a. m. wurden uns vor das Gesicht gehalten [...] und so gelang es uns denn eine ziemliche Menge der verschiedenen Produkte der hiesigen Industrie einzutauschen.“¹²

Das Phänomen der an Bord kommenden Einheimischen finden wir schon in den allerersten Beschreibungen von Reisen in die Südsee, z. B. bei Georg Forster:

„ankerten wir in einem kleinen Hafen, O-aitepieha genannt, der am nördlichen Ende der kleinen Halbinsel von Tahiti liegt, die in der Landessprache Teiarrabu heißt. Nun fing der Zulauf des Volkes erst recht an, und die Kanus kamen von allen Seiten herbei. Die Leute waren auf unsere Korallen, Nägel und Messer so erpicht, daß wir gegen diese Waren eine unglaubliche Menge an Zeug und Gerätschaften, desgleichen Kokosnüsse, Brotfrucht, Yams und Pisangfrüchte in Überfluß zusammenbrachten.“¹³

An diesen wenigen Beispielen erkennen wir, dass in diesen Begegnungen immer der Tausch ein Mittel der Kommunikation war, bei dem neben Nahrungsmitteln auch häufig Ethnographica die Besitzer wechselten.

Der Sammler Roesicke

Adolf Roesicke (Abb. 1) war der Sohn eines Brauereidirektors und Reichstagsabgeordneten, Richard Roesicke, und stammte aus einer wohlhabenden Familie. Roesicke wurde 1881 in Berlin geboren, studierte an den Universitäten Zürich, Kiel, Breslau und Freiburg i.Br. die Fächer Jura und Nationalökonomie. Im Anschluss

daran arbeitete er ein Jahr lang in einer Bank. Vom Herbst 1903 an studierte er an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, danach belegte er naturwissenschaftliche Fächer, d. h. Chemie, Physik und Geologie an der Universität in Freiburg i.Br. und wurde 1909 in Freiburg im Fach Chemie promoviert. Wie andere aus seiner Gesellschaftsschicht trat er danach eine größere Reise an, von Januar 1909 bis Februar 1910, die ihn nach Ägypten, Sudan, Japan, China, Indochina und Birma führte. Von April bis Oktober 1910 war er „Volontär Assistent“ am Königlichen Museum für Völkerkunde Berlin in der afrikanisch-ozeanischen Abteilung.¹⁴



Abb. 1. Adolf Roesicke am Sepik (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

Felix von Luschan, der damalige Leiter der Abteilung Afrika und Ozeanien, unterstützte ihn mit der Absicht, Roesicke für eine „active (und auch finanzielle) Beteiligung an der Erforschung des Augusta-Flusses“ gewinnen zu können, die er für Neuguinea plante. Von Luschan vermerkte:

„Ich denke, daß er später einmal wieder zu uns zurückkehren wird und würde das meinerseits mit aufrichtiger Freude

¹² Kubary 1895: 81–82.

¹³ Forster 1979: 116. Zu den Sammlungsumständen der Reisen von James Cook vgl. auch Hauser-Schäublin 1998 und Kaepler 1998.

¹⁴ Zur Vita von Roesicke siehe Akte IC E 766/10, Ethnologisches Museum Berlin, Antrag auf Volontariat.

begrüßen, da ich ihn als einen sehr fleissigen und in jeder Beziehung angenehmen Mitarbeiter kennen und schätzen gelernt habe. Gleichzeitig studierte er an der Universität Anthropologie und Ethnographie. Seine Lehrer waren Waldeyer, von Luschan, Bartels und Vierkandt.“¹⁵

Am 28. Februar 1912 waren die Mitarbeiter der Kaiserin-Augusta-Fluss-Expedition in die Flussmündung des Sepik hineingefahren, am 3. März erreichten sie ihr Hauptlager (Abb. 2). Schon am ersten Tag erstand Roesicke *Ethnographica*: „Als wir zum „Komet“ zurückkamen, waren viele Boote da und der Handel blühte. Ich erstand ein gutes Stück, eine alte geschnitzte Steinaxt, allerdings für ein großes Hobeisen.“¹⁶



Abb. 2. Die Mitglieder der Kaiserin-Augusta-Fluss-Expedition. Links stehend Roesicke (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)



Abb. 3. Bewohner des Mittelsepik bringen Tauschware an das Schiff der Expedition, darunter so genannte *mai* Masken und andere Schnitzereien. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

Bei der Analyse der Sammlungstätigkeit ist von besonderer Bedeutung die Vorgeschichte des Kontaktes: welche Sammler hatten schon vorher am gleichen Ort Gegenstände erworben. Dann ist die Person und ihre Vorgehensweise zu betrachten; während zu Beginn immer mehr gesammelt wird, nimmt dies bei zunehmender Kenntnis der Gegend ab. Es ist aber auch die Bereitschaft zum Tausch bei den Einheimischen zu analysieren. In den Bemerkungen von Roesicke wird besonders deutlich, wie sie mit der Zeit immer mehr Vertrauen zu den Europäern gewinnen. Die Orte des Tauschhandels waren häufig von Boot zu Boot, d. h. die Einheimischen kamen in ihren Einbäumen längs des Schiffes der Expedition (Abb. 3). Wenn die Europäer an Land gingen, fand der Handel meistens in dem Versammlungshaus oder auch Männerhaus statt. Dagegen war ihnen fast immer der Zutritt zu den Wohnhäusern untersagt. Versammlungshäuser sind ein öffentlicher und Männern vorbehalten Raum. Es dauerte einige Zeit, bis Roesicke auch in ein Wohnhaus eintreten durfte. Die Expedition schlug ihr Lager in der Nähe des Dorfes Malu auf. Dieser Ort war dann für Roesicke am Anfang der hauptsächlichliche Ort für Erwerbungen. Zu Beginn, aber auch noch später, kamen jedoch auch Boote an das Ufer des Lagers, um dort Handel zu treiben.

Am 10. März notierte Roesicke:

„Abends erschien doch noch ein großes Kanu mit 32 Männern und Knaben. Sie brachten Fische an Rotangsnüren aufgereiht, Kokosnüsse, Betelpfeffer und einige *Ethnographica*. Die Leute sind sehr scheu und kamen beim Tausch immer nur mit der Spitze des Bootes so nahe, dass ich mit dem ersten Mann die Gegenstände austauschen konnte. [...] Zum Schluss, d. h. ehe sie abfuhren, warfen sie uns noch allerlei kleinere Gegenstände zu. Ob als Geschenk, um sich unsere Freundschaft zu erhalten, oder als „Zugabe“, weiß ich nicht. Ebensowenig klar bin ich mir über die Bedeutung einer Geste, die bei der Unterhaltung des öfteren vorkommt: Sie berühren und ziehen kurz mit der Hand an Nabel und Nase. Dann, als sie abfuhren, begannen sie vorn und hinten im Boot in den Knien zu schwingen, so dass das ganze Boot wippte.“¹⁷

Diese Handlung war ritueller Art, die Roesicke nicht verstand. Sie bedeutet, dass die Einheimischen mit dem Hinweis auf die Nabelschnur eine Freundschaftsgeste ausführen, d. h. auf ihre menschliche Gemeinsamkeit der Abstammung verweisen.

Einen Tag später konnte er zwei besondere Gegenstände erwerben, Bootsschmuck von Kriegskanus:

„Nachmittags kam wieder ein Kanu und brachte mir zwei Bootsschmucke. Es sind das weiß bemalte Rindenstücke, rechts und links eine Art Auge, in der Mitte eine rot, schwarz und weiß bemalte Maske.“¹⁸

¹⁵ Akte IC E 766/10, Ethnologisches Museum Berlin.

¹⁶ Schindlbeck 2015: 91.

¹⁷ a.a.O.: 92–93.

¹⁸ a.a.O.: 93.

Fünf Tage später, am 16.3.1912, wieder am Anlegeplatz, misslang eine Erwerbung:

„Die Eingebornen werden immer zutraulicher. Auch Boote mit Frauen und jungen Mädchen kamen heran. Einen Tauschhandel mit ihnen brachte ich leider nicht zustande. Ein Perlenhalsband, das ich gegen einen Halsschmuck eintauschen wollte und einer der Frauen auf der Spitze meines Stockes hinüberreichte, wurde genommen, und dann riss das Kanu aus.“¹⁹

Das Dorf Malu lag flussabwärts in der Nähe des Hauptlagers. Am ersten April 1912 besuchten sie es zum ersten Mal.

„Am Ufer waren ein paar mir schon bekannte Leute, die uns winkten herauszukommen. Die Gewehre und ihre Wirkung schien ihnen bekannt zu sein, denn sie wollten zuerst nicht, dass ein bewaffneter Polizeisoldat mit an Land kam, doch nahm ich später einen solchen zwei ohne Karabiner mit, außerdem hatte Herr Schatteburg eine Jagdflinte mit; zwei bewaffnete, drei unbewaffnete Polizeisoldaten blieben außer dem chinesischen Maschinisten auf der Pinasse. Das Landen in dem starken Strom war nicht einfach. Die Leute führten uns auf einen Weg dicht am Ufer an einem großen Haus vorbei in ein kleines nicht auf Pfählen stehendes Haus, das an den beiden Giebelseiten kleine Türöffnungen hatte, die eine Längsseite zum Fluss hin offen und davor eine Plattform. [...] oben lagen auf Querstangen eine große Anzahl Speere, von denen ich mir später die aussuchte, welche ornamentiert waren. Wir wurden zum Sitzen genötigt und mein Nachbar, [...] bot mir Tabak zum Rauchen an, als ich mit dem Tabakblatt, das sehr feucht und dem Zigarettenpapier in Gestalt eines Bananenblattes nicht recht fertig wurde, steckte er mir seine eigene Zigarette in den Mund. Dann entwickelte sich ein Handelsgeschäft. Für Steinbeile bezahlte ich einen großen Angelhaken, die sonst stets verschmätzt worden waren, für drei große Trommeln je ein Hobeisen; sonst waren letztere das begehrteste. [...] Etwas, was man nur mit großer Schwierigkeit, meist gar nicht, bekommt, ist der Schmuck (Schnüre, Muschel und *Coix lacrima*-Ketten), den sie um den Hals tragen. Einmal war ich beinahe handelseins mit einem Jüngling, der mir für ein Messer heimlich von hinten eine Kette anbot, als mein Nachbar das bemerkte und den Jungen so anfuhr, dass er schleunigst sich drückte. Später kam er dann ganz offen und brachte die eine Hälfte der Kette, die er zerschnitten hatte, an. Es handelt sich hier wohl um eine Art Amulett. Am hübschesten waren ein paar Tontöpfe, die ich erstand. Dann hätte ich mir gern das Dorf angesehen, aber als ich zur anderen Seite des Hauses hinaus wollte, gab man das nicht zu. Doch machte es den Eindruck, als ob den Leuten mehr daran gelegen sei, den Handel fortzusetzen, als dass sie uns nicht ins Dorf lassen wollten.“²⁰

Einige Tage später konnte Roesicke sogar von Frauen Gegenstände erwerben, was jedoch selten war: „Zum ersten Mal trat ich auch den Frauen und Mädchen näher und erwarb ein halbes Dutzend Weiberschurze.“²¹ Der Kontakt mit Frauen war fast unmöglich, oft hielten sie sich im Hintergrund und ließen sich nur ungern

fotografieren. Umso auffallender ist es, dass Roesicke von den Frauen selbst die Röcke erhielt.

Wenn auch die Aufenthalte in den Dörfern oft zu kurz waren, so hat dennoch Roesicke einige seiner Informanten und Tauschpartner mit Namen benannt. Zu ihnen gehören Juanai und Danguan aus Malu. Juanai schenkte ihm eine Kokosnuss, einen Speer, eine Steinaxt. Als Gegengeschenk gab Roesicke ihm ein rotweiß gestreiftes Trikot-Hemd, eine Schachtel rote Farbe, einen großen Ring und seinen Kindern Glasperlen.²² Von Juanai bekam er erst Monate später einen Schlafsack für drei kleine Hobeisen.²³ Danguan machte, als Roesicke Gast in seinem Hause war, allerlei Geschenke: einen Gürtel aus Menschenhaar, zwei geflochtene Halsbehänge, einen alten kunstlosen Speer. Roesicke schenkte ihm eine Büchse rote Farbe, einen großen Ring und seinen Kindern Perlen und kleine Ringe. Als Roesicke länger nicht in Malu war, hatten ihn Malu-Männer vermisst. Sie hatten jeden Tag einen Knoten in einen Rotangstreifen gemacht und sich zur Trauer mit weißer Farbe bemalt.

Es gibt eine Reihe von Gegenständen, die Roesicke nur sehr schwer erwerben konnte, da sie von den Einheimischen gar nicht oder nur ungern hergegeben wurden. Sie waren für sie so wertvoll, weil sie diese selbst im Tausch erwerben mussten. Dazu zählen die meisten Schmuckgegenstände mit Schnecken bzw. Muschelschalen und die großen geflochtenen Schlafsäcke gegen die Moskitos, die sie aus dem südlichen Mittelsepik-Gebiet erhielten.

Das Verhältnis zu den Einheimischen

Roesicke war nie allein. Immer hatte er eine Begleitung von Trägern, einheimischen Soldaten, so genannten Hausjungen und einem Koch; am Frieda River Anfang Juni 1912 waren es 33 Personen – fünfzehn Träger, zehn Soldaten, drei Hausjungen, ein Koch und dazu vier Europäer.

Man kann nur aus den einzelnen Hinweisen erkennen, wie das Verhältnis zu den Einheimischen war (Abb. 4). Es ist jedenfalls wohl näher gewesen, als die damalige Zeit vermuten lässt. So brachten ihm zwei Männer einen Brief von einem Schiff: „Ich belohnte diese neusten Stephans-Jünger mit je einem Messer.“²⁴ Nach wenigen Monaten kamen Einheimische an das Schiff heran und riefen ihm Rösikai zu.²⁵ Als er wegen Feindseligkeiten in das Dorf Malu ging, begrüßte ihn Danguan:

¹⁹ a.a.O.: 94.

²⁰ a.a.O.: 98–99.

²¹ a.a.O.: 104.

²² a.a.O.: 107.

²³ a.a.O.: 159.

²⁴ a.a.O.: 142.

²⁵ a.a.O.: 142.



Abb. 4. Ein Mann mit Kasuarfeder-Kopfschmuck bietet den Europäern mehrere Kalebassen an. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

„Er kam auf meinen Sampan, umarmte mich unter den üblichen Kniebeugen und ehe ich mich versah hatte ich einen Kuss!! Dann rieb er Achsel, Brust, Seite mit seiner Kalebasse und zog sie auch unter den Beinen durch.“²⁶

Eine eindeutig rituelle Handlung. Als sie eine hübsche Tanztrommel in dem Dorf Kararau erworben hatten, fuhr neben ihnen im Kanu „ein Eingeborner mit einer Trommel und es gelang uns zweimal ihn zu einem Gesang mit Trommelbegleitung zu bewegen, dadurch dass wir ihm auch etwas vorsangen oder vorpiffen.“²⁷ In dem Ort Jentschemangua erstand er eine Giebelmaske: „ein großes Ding, mit gemalten Rindenstücken, das die Leute mit Hülfe einer Leiter bereitwillig für den Preis von zwei Äxten herunterholten.“²⁸ Auch in dem großen Ort Tambunum kannten sie nach einem Jahr seinen Namen:

„gingen dicht am Dorf zu Anker. Bald waren Kanus da. Man rief mich beim Namen. Sie waren sehr handelseinig, brachten aber wenig gute Sachen. Sie erklärten mir ihre Freundschaft, machten nur Geschenke, für die ich natürlich Gegengeschenke, Angelhaken und kleine Stückchen Zeug geben musste. *Vuna maul, mena maul*, hiess es, aber mit den Missionaren seien sie nicht gut Freund. Ein paar boten sich an, sie wollten mit nach Malu. Dann meinten sie (z. T. pantomimisch natürlich) ich sollte sie doch auch messen, wie die Leute in Timbukne!“²⁹

²⁶ a.a.O.: 143.

²⁷ a.a.O.: 164.

²⁸ a.a.O.: 202.

²⁹ a.a.O.: 245.

³⁰ a.a.O.: 246.

³¹ a.a.O.: 248.

Doch auch hier blieben die Frauen im Hintergrund: „Kinder und Frauen halten sich immer in respektvoller Entfernung, kaum dass man ihnen in die ausgestreckte Hand ein paar Glasperlen geben kann.“³⁰ Hier erwarb er die so genannten Malu-Schnitzereien: „geschnittene Bretter zum Aufhängen.“ Auch Flöten konnte er erwerben, Ritualgegenstände:

„In dem Versammlungshaus in Manbún hatte ich am Vormittag zwei lange Flöten mit Holzschnitzereien gekauft und mit einem Beil und einem großen Messer bezahlt. Die Leute wollten sie mir aber nicht mitgeben, weil die Frauen sie nicht sehen sollten und versprachen sie abends an Bord zu bringen. Und tatsächlich kamen sie um 6 Uhr an damit, wohlverpackt in Kokosnusspalmenblättern.“³¹

Bei Timbukne schlug er sein Zelt auf, begleitet von zehn Soldaten und drei Hausjungen.³² Hier konnte er eine Initiation beobachten, und kannte nun auch Einzelne beim Namen:

„Mendangomali brachte mir Geschenke, Ethnographica, Tabak, (zwei Masken und einen Giebelaufsatz), sein Sohn (er sah ein bisschen alt dafür aus) brachte eine Tonschale und eine große Farbschale zum Verkauf. Ich ließ mich dann auch nicht lumpen, schenkte ein Buschmesser und kaufte das andere für eine Axtklinge und ein Hobeisen.“³³

Doch am nächsten Tag misslang eine Erwerbung:

„Einem Manne bot ich fabelhafte Preise (sechs große Hobeisen!) für seinen aus roten Schnüren gedrehten mit geschliffenen Muscheln verzierten Gürtel mit langer Troddel, aber er erklärte ihn für absolut unverkäuflich.“³⁴

Als er 10 Tage später Timbukne verlässt: „Einige Kanus waren gekommen, eines kam, als wir schon in Fahrt [nach Angelman] waren, noch dicht heran und warf Sago hinüber, als Wegzehrung.“³⁵

Vermutlich die wichtigste Stelle, die über die Beziehung der Sepik-Bewohner zu Roesicke Ausdruck gibt, ist folgende Passage über seinen Aufenthalt an einem Nachmittag in dem Ort Jentschemangua:

„Nachmittags fuhr ich noch mal nach Jentschemangua. Es war eine ganz interessante Unterhaltung. Sie fragten nach dem Namen meines Vaters und meiner Kinder, meiner Mutter und waren alle sehr erstaunt, dass alle denselben Namen hätten. Dann fragten sie ob ich ihre Toten gesehen hätte. Sie brachten ein paar Schädel und erklärten wohl, das blieb immer übrig, aber wo die Leute hingingen? Ob die in die Erde oder nach oben gingen? Ob ich sie nicht in Madang oder in meinem Orte gesehen hätte? Die Malu-Leute hätten gesagt, ich sei ein Kind der Sonne. Ob die Sonne da sei, wo ich herkäme?“³⁶

³² a.a.O.: 250.

³³ a.a.O.: 250.

³⁴ a.a.O.: 250–51.

³⁵ a.a.O.: 259.

³⁶ a.a.O.: 287.

Nicht immer hat er die Geduld, die notwendig ist, und die wir ja alle aus unserer eigenen Feldforschungsarbeit kennen:

„Ich setzte mich ins Versammlungshaus [von Yamanum] und wartete $\frac{3}{4}$ Stunden ab. Dann erklärte ich ihnen, was das eigentlich heißen sollte: ich wäre als Fremder in ihr Dorf gekommen, aber ich hätte keine Kokosnüsse bekommen, meine Leute keine Betelnüsse, keinen Tabak bekommen. Die Wirkung dieser Worte war größer als ich erwartet, im Augenblick lagen acht Kokosnüsse zu meinen Füßen, und viele Hände mit Betelnüssen streckten sich meinen Jungens entgegen. Ich revanchierte mich natürlich entsprechend. Zu handeln gab es buchstäblich nichts. Einige Schnitzereien waren passabel, aber mit Nägeln (!) repariert. Für alles wollten sie Eisen haben. Angefangene Regenkappen sollten ein Hobeisen kosten. Ich erwarb einen zum Zwecke der Bespannung einer Tanztrommel auf einen Rahmen aufgespannten Krokodilmagen. Ferner einen männlichen linken Femur mit einer geheilten Fraktur, der Verkäufer gab an, er stamme von seinem Vater (er war mit andern Arm- und Beinknochen in einem Paket aus Palmblattscheiden zusammen) und die Verwundung rühre von einem Malu-Speer her.“³⁷

Zum Abschied vom Sepik findet noch eine Namensgebung statt:

„Jambonam erzählte mir, er habe seinen kleinen Jungen nach mir benannt, ich sollte meinen Jungen nach ihm benennen. Als Patengeschenk gab ich ihm ein großes Messer mit.“³⁸

Es kommt vor, dass Roesicke einen einheimischen Begleiter nennt, der für ihn auch sammelt. An mehreren Stellen nennt Roesicke Baion, der für ihn Gegenstände eintauscht. Am Oberlauf beim Nordfluss erhandelt Baion sogar einen Schädel.

Als Roesicke mit Schwarzwasserfieber darniederliegt, hilft ihm Baion beim Einpacken. Ausgerechnet er packt sieben Kisten mit Schädeln ein, während Roesicke zu schwach ist und nur daneben sitzt. Heute würde man Baion einen *Research Assistant* nennen.

Obleich sich alle Expeditionsteilnehmer bemühen, bewaffnete Konflikte zu vermeiden, wie man aus zahlreichen Hinweisen von Roesicke entnehmen kann, fühlten sie sich wohl nach fast einem Jahr in ihrem Hauptlager bedroht, als ein Polizeijunge im Wald gespeert worden war. So kam es zu einer Strafexpedition gegen die Kwoma, bei der Häuser verbrannt wurden.

Die Tauschhandlungen

Tauschhandel ist ein Teil der einheimischen Kulturen von Neuguinea. So ist es nicht verwunderlich, dass

Leute aus Malu, die auf den Booten von Roesicke mitführen, ebenfalls Handel trieben. So Danguan aus dem Dorf Malu, der einen Schurz aus dem Fell des Fliegenden Hundes, drei Tonschalen, eine bunt bemalte Nackenstütze und anderes eintauschte.³⁹ Roesicke fand, dass die Einheimischen hohe Preise zahlten, als sie Schmuckgegenstände wie Halsketten und Armbänder eintauschten.⁴⁰ Sie kauften auch flache Tonschalen und geflochtene Hauben für ihre Frauen ein.⁴¹

Ein Teil des Tausches zwischen den Europäern und den Einheimischen war immer auch Nahrung. So kaufte Roesicke „für Perlen, kleine Ringe und Angelhaken über 20 Kokosnüsse, über 200 Betelnüsse und entsprechend Betelpfeffer“ ein.⁴² Neben mit Ton übermodellierten Schädeln, Schnitzereien, Schweinenetzen, Paddel werden auch Betelnüsse, Mangofrüchte, Bananen und für zwei Äxte ein Schwein eingetauscht. Baion kaufte für sich einen kleinen weißen Kakadu, von dem er meinte, er lerne Sprechen.⁴³

Es ist auffallend, dass nicht in allen Orten die gleiche Menge an Gegenständen angeboten wurde (Abb. 5). Ich kann es nur damit erklären, dass an manchen Siedlungen eine größere Bevölkerungszahl, eine größere Produktion und eine größere Bereitschaft zum Handeln vorhanden waren. Manchmal hielten sich über 30 Kanus, mit über 100 Personen, bei seinem Zeltlager auf, auch Frauen und Kinder.

Obleich es bemerkenswert ist, wie viele Gegenstände zum Tausch gebracht wurden, gibt es dennoch eine Reihe von Objekten, die Roesicke nicht oder nur schwer eintauschen konnte. Gerade diese Hinweise machen deutlich, dass die Sammeltätigkeit von den Einheimischen durchaus bestimmt und auch begrenzt wurde. So kam es häufig vor, dass die Einheimischen Dinge versteckten, wie am May River: „Wir bemühten uns sehr um ein Kanu mit geschnitztem Bug und Malerei, das ließen sie dann fortbringen und verstecken, trotzdem wir viel dafür boten.“⁴⁴ Ebenfalls am May River hält Roesicke fest: „An einem Hause sah ich neben der Türöffnung einen Schädel und zwei Femora hängen. Wenn man interessante Dinge haben will, wird einem immer bedeutet, der Eigentümer sei nicht da.“⁴⁵ Auch einen Schild bekam er nicht am May River: „An Waffen sah ich einen Schild, das sich nicht erwerben ließ.“⁴⁶ Aber auch am Mittelsepik werden ihm Gegenstände verweigert, wie er vom Dorf Timbunke schreibt:

³⁷ a.a.O.: 288.

³⁸ a.a.O.: 330.

³⁹ a.a.O.: 167.

⁴⁰ a.a.O.: 240–41.

⁴¹ a.a.O.: 241.

⁴² a.a.O.: 159.

⁴³ a.a.O.: 197.

⁴⁴ a.a.O.: 124.

⁴⁵ a.a.O.: 125.

⁴⁶ a.a.O.: 131.



Abb. 5. Mann im Mittelsepik-Dorf Awatib bringt eine schöne Schnitzerei eines Dachfirstes zum Verkauf. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

„Kommt man mal unversehens in ein Haus, dann sieht man wie eine gute Kalebasse, eine große Schildpattarmspange, ein guter tonverkleideter bemalter Schädel, Halsketten oder ein Brustschmuck, oder die halbmondförmigen Muschelstücke, die um den Hals hängend getragen werden, entweder aus der Tür auf der entgegengesetzten Giebelseite schleunigst herausgetragen werden oder rasch in den Schlafsack gesteckt.“⁴⁷

Wir wissen nicht, wie häufig es vorkam, dass Leute bei diesen Tauschhandlungen Angst hatten, Roesicke erwähnt einen Fall:

„Dann erschien ein einzelner Eingeborner, der einen Mantel aus Kasuarhaut verkaufen wollte. Er war aber so ängstlich, dass er sich nicht herantraute und ein Handel kam nicht zu Stande. Nach einiger Zeit kam er mit vier anderen in zwei Kanus zurück und nun wurde der Kauf perfekt.“⁴⁸

Von Frauen hat Roesicke wohl kaum erworben. Er erwähnt häufig die Schwierigkeit, sie zu fotografieren (Abb. 6). Aber auch Gegenstände von Frauen, die ja den Frauen gehörten, sind wohl selten erworben worden. Dennoch konnte er einige ungemusterte Frauenschurze erwerben.⁴⁹

⁴⁷ a.a.O.: 220.

⁴⁸ a.a.O.: 138.

⁴⁹ a.a.O.: 141.

Von den besonders schwierigen Tauschhandlungen möchte ich nur einen erwähnen:

„Ich konnte recht gut einkaufen. In dem großen *gaigo* [Versammlungshaus] in das ich zuerst eindrang, erstand ich nach langem Feilschen für sechs Buschmesser ein Blashorn mit Schnitzerei. Von diesem trennten sich die Leute ungeheuer schwer und ein Teil war überhaupt dagegen. Einer ging jammernd hinaus, als ich die Trompete nach erledigtem Kauf schnell fortbringen ließ, lachte aber wie ein Kind sofort wieder, als ich ihm noch ein Buschmesser überreichen ließ. Abends kamen zwei Leute im Kanu an den Dampfer um Maß von der verkauften Trompete zu nehmen. Sie maßen die ganze Länge, die Länge des Kopfes oder der geschlossenen Spitze unterhalb der Mundöffnung, den Umfang oberhalb und unterhalb der Mundöffnung und die Entfernungen der einzelnen Verzierungen des Kopfes.“⁵⁰

Mit „stummer Handel“ hat man Tauschhandlungen bezeichnet, die ohne Einwilligung des Tauschpartners vollzogen wurden. Hans Fischer hat dies besonders für die Hamburger Südsee-Expedition hervorgehoben, eine Stelle, die später in vielen Publikationen immer wieder zitiert wurde. Roesicke erwähnt diese Art des „Handels“ nur an zwei Stellen, d. h. es war von den Teilnehmern der Expedition nicht als eine Art der Erwerbung von Gegenständen akzeptiert. Wie häufig es während der Hamburger Südsee-Expedition oder in anderen Fällen stattfand, wäre zu untersuchen.

Aus James Cooks Berichten ist es bekannt, dass es zu so genanntem Diebstahl seitens der Einheimischen kam. Im Falle der Expedition von Roesicke waren es meistens unbedeutende Dinge, aber dennoch war die Reaktion der Europäer heftig. In dem Bericht von Roesicke kommen nur zwei Fälle vor.

Als schönstes Ethnographicum erwähnt Roesicke eines, das ausgerechnet von Baion gefunden wurde:

„[...] eines der merkwürdigen Tongefäße, mit Gesicht und oben menschlichen Haaren (Abb. 7). Sie wollten es absolut nicht hergeben, ich fürchtete schon, mich mit der Photographie begnügen zu müssen und wollte es aufgeben, da die Zeit drängte, als die Stimmung umschlug und ich das Ding für 16 Eisen bekam.“⁵¹

Die Zahl der eingehandelten Gegenstände hat immer eine Rolle gespielt. Wenn ethnographische Museen ihre Bedeutung hervorheben wollten, geschah dies durch die Anzahl ihrer Schätze. Dass dies einmal in das Gegenteil umschlagen könnte, hat man damals wohl nicht gedacht. So stellt Roesicke nach ca. 3 Monaten fest: „30.6. Nun bin ich doch nur auf wenig über 950 Nummern gekommen und nicht über 1000 wie ich gehofft hatte.“⁵² Am 7.3.13 sind es 3.000 Gegen-

⁵⁰ a.a.O.: 217.

⁵¹ a.a.O.: 330.

⁵² a.a.O.: 142.



Abb. 6. Roesicke fotografiert in dem Dorf Wogumasch. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)



Abb. 7. Rituelles Gefäß mit Haarschmuck (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

stände, also nach etwas über einem Jahr. Am Ende der Reise sollten es 5.800 Nummern sein, davon waren 300 Schädel.

Immer wieder kann man in den Notizen und Tagebuchaufzeichnungen von Sammlern lesen, „dass nichts mehr zu holen sei.“ Das ist fast eine Redewendung von Sammlern.

„Ich selbst hörte schlecht, konnte nicht recht mit den Leuten arbeiten; für die Sammlung ist auch nicht mehr viel zu haben. Die Leute selbst waren ungeduldig, die meisten angebotenen Sachen weise ich jetzt zurück, viel Neues gibt es bei mir und meinen Leuten nicht mehr zu sehen.“⁵³

In dem Dorf Kararau am Mittelsepik, von dem sehr viel in den europäischen Sammlungen sich befindet, meint er: „Viel ergab der Handel nicht. Die Leute bringen nicht mehr viel Gutes und fordern fast für jede Kleinigkeit ein Eisen.“⁵⁴ Dass der Tauschhandel ein Teil des Aufbaues von Beziehungen zu den Einheimischen ist, wird besonders in dem Folgenden deutlich: „Viel einzuhandeln gibt es bei den Leuten nicht. Ich kaufte, mehr um die guten Beziehungen zu behalten einen Bogen, der wieder eine Reservesehne aufgebunden hat.“⁵⁵

Da nicht nur Roesicke sammelte, sondern auch andere Teilnehmer der Reise, so stellt sich die Frage, ob sie in einer Konkurrenz zueinander standen. Si-

cherlich gab es einen offenen Streit darüber, weil der Kapitän des Schiffes zu viel sammelte, auch für sich selbst. Vor allem hatte Roesicke dann Mühe, die Gegenstände zu katalogisieren. So brachte der Kapitän Hollack etwa 190 Stück Ethnographica am 3. August 1912 in das Hauptlager.

Nicht immer gibt Roesicke an, welche Tauschwaren er für einen bestimmten Gegenstand bot. Dennoch lässt sich erkennen, welche Präferenzen bestanden. So waren Beile am beliebtesten:

„Sie brachten eine Modellaxt aus einem Stück Holz in einem Rohrschaft eingeklemmt, um damit ihrem Wunsche nach einem eisernen Beil drastischen Ausdruck zu verleihen. Den Wunsch erfüllte ich ihnen.“⁵⁶

In Mindimbit am Mittellauf tauscht er zwei Äxte, zwei Buschmesser und ein Hobeisen gegen eine größere gut geschnittene Schlitztrommel⁵⁷ und ebenfalls in Mindimbit fünf Äxte gegen ein Kanu.⁵⁸ Am Oberlauf gibt er ein Hobeisen für zehn Kokosnüsse und zwei Hobeisen für ein menschliches Skelett.⁵⁹

Die Erwerbung von „human remains“

Immer wieder finden wir Belege dafür, wie die Einheimischen an den verschiedensten Orten Roesicke Schädel brachten (Abb. 8). Er hat also die Schädel im

⁵³ a.a.O.: 141–42.

⁵⁴ a.a.O.: 165–66.

⁵⁵ a.a.O.: 170.

⁵⁶ a.a.O.: 301.

⁵⁷ a.a.O.: 226.

⁵⁸ a.a.O.: 227.

⁵⁹ a.a.O.: 324.



Abb. 8. Männer vom Mittelsepik bringen übermodellerte Schädel zum Verkauf an die Europäer. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)



Abb. 9. Die Schiffe S.M.S. Planet und S.M.S. Seestern liegen vor Muliama, Neuirland. (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

Tausch erworben. Warum die Schädel so freigeigig vergeben wurden, ist weiterhin ein Rätsel. Besonders am Oberlauf des Flusses konnte er sehr viele eintauschen, so an dem Nebenfluss May River über 30 Schädel.⁶⁰ An einem Tag erhält er manchmal 30 Schädel. Am Oberlauf hat er einmal die Vermutung, dass die Schädel, die sie ihm verkaufen, aus dem Busch stammen bzw. ausgegraben werden.⁶¹

Veränderungen der materiellen Kultur

Schon bald stellte Roesicke fest, dass ihre Nachfrage nach bestimmten Gegenständen zu deren Neuproduktion führte. So in dem Dorf Malu, wo Männer Köpfe aus Ton neu herstellten.⁶² Messer und Hobeisen wurden in Malu bald eingesetzt, um Schnitzereien herzustellen.⁶³ Als er im November zum Hauptlager den Fluss hinauffährt, sieht er in zwei Dörfern (Jentschemangua und Kaulagu), wie die Männer lauter weibliche Figuren mit gespreizten Beinen schnitzen, 6 bis 8 Stück davon, und in anderen Orten (Jambonai und Tschebanaut?) bemerkte er neue „Stühle“ bzw. Rednerpulte mit Figuren. Roesicke beobachtet aber auch, dass eine von ihm gekaufte große Gesichtsmaske an einem Versammlungshaus nicht ersetzt wurde.⁶⁴

Der Sammler Edgar Walden

Die Mitarbeit der kaiserlichen Marine bei der Forschungsarbeit in der Südsee bildete den Hintergrund

für das Zustandekommen der Deutschen Marine-Expedition 1907–09 (Abb. 9).⁶⁵ Zahlreiche Schiffe und ihre Besatzungen hatten Sammlungen nach Berlin geschickt. Auf diese Weise schlugen die Museen dem Reichs-Marine-Amt die Expedition vor, die Kosten waren für 60.000 Mark veranschlagt, davon sollten 50.000 aus Mitteln des Königlich Preußischen Ministeriums für Geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten gezahlt werden. Die Leitung hatte der Marine-Stabsarzt Emil Stephan inne, der vermutlich als erster ein Buch über Südsee-Kunst 1907 vorlegte, weitere Mitglieder waren Otto Schlaginhaufen, Assistent am Anthropologischen Museum in Dresden, der Fotograf Richard Schilling und Edgar Walden.

Das Leben von Edgar Walden (1876–1914) lässt sich leider bis heute kaum rekonstruieren.⁶⁶ Er war als so genannter Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde in Berlin und als Interimsdirektor 1905–06 am Römer-Pelizaeus Museum in Hildesheim angestellt. Bei der Expedition blieb er bis in das Jahr 1910. Nach seiner Rückkehr sollte er das Material aufarbeiten. Leider sind seine Schriften nur Fragmente geblieben. Seine Notizen sind größtenteils nicht mehr vorhanden. Edgar Walden starb 1914 als Emissär bei Cernay im Ersten Weltkrieg.

Von Luschan wollte die Kaiserliche Marine in der Weise dafür interessieren, dass in einigen Jahren eine noch größere Expedition unternommen werden sollte, nach seinem ursprünglich mit dem Marine-Stabsarzt Augustin Krämer⁶⁷ geplanten, auf fünf Jahre verteilten Projekt mit Kosten von einer Million Mark. Georg

⁶⁰ a.a.O.: 126.

⁶¹ a.a.O.: 311. Zur Frage der Erwerbung von „human remains“ am Sepik vgl. Schindlbeck 2013.

⁶² a.a.O.: 146.

⁶³ a.a.O.: 157.

⁶⁴ a.a.O.: 262.

⁶⁵ Zur Marine-Expedition vgl. Schindlbeck 2010: 12–25.

⁶⁶ Eine ausführlichere Biografie von Walden ist von Sabine Lang in Vorbereitung.

⁶⁷ Zu Krämer vgl. Harms 2004.

Thilenius (1868–1937), Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, hatte diesen Plan aufgegriffen, jedoch auf zwei Jahre begrenzt. Am 8. April 1907 wandte sich von Luschan an Walden, ob er als Ethnograph an der Marine-Expedition teilnehmen wollte. Sein bisheriger Lohn im Museum falle weg, dagegen erhalte er ein Honorar für die Publikation. Die koloniale Einbettung der Reise wird besonders deutlich in dem Instruktionsementwurf von Felix von Luschan: sie

„hat den Zweck, vornehmlich zur ethnographischen Erforschung der deutschen Südseebesitzungen beizutragen und so weit wie möglich auch praktische kolonialisatorische Bestrebungen vorbereiten zu helfen, indem in bisher wenig bekannten oder ganz unerforschten Gebieten Charakter und Sitten der Eingeborenen, Dichtigkeit der Bevölkerung, Möglichkeit von Arbeiteranwerbung, Fruchtbarkeit und Bodenschätze, Beschaffenheit der Küste in Bezug auf die Schifffahrt usw. ermittelt werden sollen.“⁶⁸

Hier wird eine mögliche praktische Verwertung der Ergebnisse für die Kolonialverwaltung angedeutet, um die nötigen Mittel für die Reise zu erhalten. Im Folgenden möchte ich nicht weiter auf die Expedition eingehen, sondern mehr die Person von Walden hervorheben, der im Norden der Insel von Neuirland arbeiten sollte, um dort vor allem die wichtigen Schnitzereien der Malangane zu dokumentieren (Abb. 10). Walden hatte insgesamt Schwierigkeiten mit dem Leiter der Expedition, Stephan, der vermutlich an Malaria am 25. Mai 1908 verstarb.

In einem Brief vom 26. Juni 1908 schrieb von Luschan von einer „isolierten und exponierten Stellung“ Waldens auf Neuirland. Am 29. Mai 1908 hatte von Luschan an Walden Folgendes geschrieben, ohne zu wissen, dass Stephan drei Tage zuvor an Schwarzwasserfieber gestorben war:

„gebe ich zunächst der Hoffnung Ausdruck, daß Sie in der Zwischenzeit wieder Frieden und zwar absoluten und rückhaltlosen mit dem Expeditionsleiter gemacht haben. Ich nehme an, dass Sie nicht gedient haben und kann mir daher sehr gut vorstellen, daß es ihnen schwer fällt, sich zu subordinieren, aber wie die Dinge nun liegen, gibt es für Sie gar keinen vernünftigen und anständigen Ausweg als den, sich den Anordnungen des Expeditionsleiters zu fügen. Sie haben eine so großartige wissenschaftliche Aufgabe vor sich, daß es Ihnen nicht schwer fallen sollte, in formellen Äußerlichkeiten glatt und offen nachzugeben.“⁶⁹

Es ging um Geld, Walden wollte mehr Geld für Ankäufe erhalten, von Luschan stellte ihm daher zusätzliche 500 Mark zur Verfügung. Davon sollten 300 Mark für die Erwerbung von Schädeln und Skeletten sein, da Walden mitgeteilt hatte: „anthropologisches Material

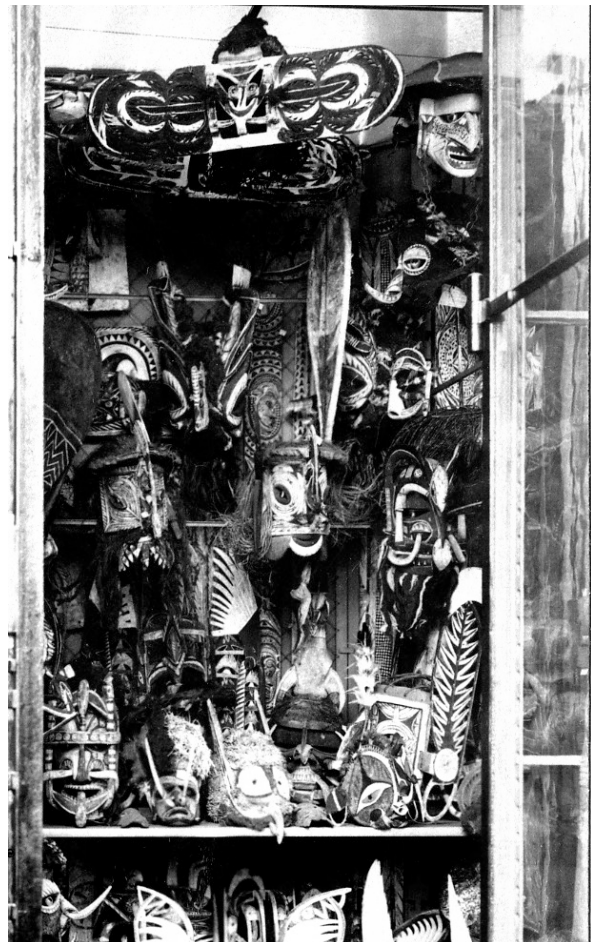


Abb. 10. Schnitzereien aus Neuirland im Museum für Völkerkunde Berlin um 1900 (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

aus Expeditionsmitteln nicht erwerben zu können.“ Von Luschan schreibt daher:

„Immerhin will ich Ihnen da keinerlei Gewissenszwang auferlegen und stelle Ihnen daher M 300 in Worten dreihundert Mark zur Verfügung zur Erwerbung von Schädeln und Skeletten – selbstverständlich nur, insoweit solches Material in absolut correcter und legaler Weise beschafft werden kann. Wenn Ihnen also die Leute selbst Schädel wie sie schreiben zu M 3 das Stück anbieten, so würde ich damit einverstanden sein, daß Sie sie aus diesen M 300 erwerben, soweit sie gut erhalten und mit Unterkiefer versehen sind (und nicht etwa von ad hoc Erschlagenen stammen). [...] Aber ich bitte Sie dringend, mit diesen Dingen nicht viel Zeit zu verlieren. Ihre ethnographischen Aufgaben sind so weit gesteckt, daß es mir auf jede Minute dabei anzukommen scheint. [...] Bitte bemühen Sie sich also, da wirklich ordentlich was herauszubekommen. Dabei liegt mir ja nicht daran, ob wir ein paar neue große Schnitzwerke mehr oder weniger bekommen; wichtig ist nur, daß wir endlich brauchbare Erklärungen usw. erhalten.“

⁶⁸ Akte Deutsche Marine-Expedition, E 1093/07, Ethnologisches Museum Berlin.

⁶⁹ a.a.O.



Abb. 11. Malangan-Schnitzwerke vor Ort während eines Totenfestes auf Neuirland (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

- Dringend muß ich Sie auch bitten, sich mit Herrn Bolunski wirklich gut zu stellen; Sie müssen ihn nehmen, wie er ist; bedenken Sie doch, welchen Einfluß der Mann hat. Und ebenso bitte ich Sie ganz dringend, doch allen anderen Leuten, die irgendetwas für uns tun können, klar zu machen, was das Berliner Museum doch bedeutet. Es wird immer das größte ethnographische Museum der Welt bleiben, wenn auch ein paar Kapitäne etliche Curiositäten nach Bremen schicken oder wenn solche Curios ab und zu nach Stuttgart gehen. [...]
- Was die Stellung des Berliner Museums ausmacht und seine Stärke, sind nicht nur seine Sammlungen, sondern auch seine Mitarbeiter. Es hat jetzt mehr wissenschaftliche Mitarbeiter als alle verwandten Museen in ganz Mitteleuropa zusammengenommen. Es wird immer die große Zentralstätte für die Völkerkunde bleiben und das müssen auch Sie immer und immer vor Augen haben und den Leuten draußen immer wieder klar machen. [...] Daß Sie meinen, daß auf den Admiralty In. [Admiralitäts-Inseln] noch viel zu „ramschen“ wäre, überrascht mich. Was wir in der letzten Zeit von dort bekommen haben, ist alles absolut minderwertig, oft sogar sichtlich für den Export „gebottelt“; gegen unsere alten Stücke kömmt das nicht entfernt an. Möglich daß man im Innern der größeren Inseln noch etlich „Curiositäten“ findet aber große wertvolle Serien und nennenswerte museale Erwerbungen möchte ich von den Admiralty In. nicht mehr erwarten – umso mehr von ernster wissenschaftlicher Arbeit dort [...]. Aber Erfolge im Ramsch-Sinne! – nein.⁷⁰

Im Folgenden möchte ich auf die Sammeltätigkeit von Waldens eingehen, beruhend auf seinem offiziell an das Museum eingereichten Tagebuch, das vom 4. No-

vember 1907 bis 10. Oktober 1909 reicht, also nicht bis zum Ende seines Aufenthaltes erhalten ist. Anders als bei Roesicke ist das Tagebuch sehr kurz gefasst, oft nur stichwortartig (Abb. 11). Dennoch gibt es uns zahlreiche Hinweise darauf, wie er gesammelt hat und wie die Situation vor Ort war. Nachdem er den Gouverneur besucht und erfahren hat, dass er nach Neuirland gehen soll,⁷¹ fährt er gleich am zweiten Tag mit einem Schiff der Verwaltung mit, das eine der berühmt-berüchtigten Strafexpeditionen ausführt: Walden „sammelt“ während dieser Strafexpedition an die 30 Gegenstände, darunter eine Maske und einen Schädel.

Bevor er seinen Ort auf Neuirland aufsucht, reiste er noch zu anderen Inseln. Ich möchte hier nur den 15. November 1907 herausgreifen, als er auf der Inselgruppe St. Matthias ist, am südlichen Teil der Ostküste:

„Ein Dorf besucht, das auf der Hauptinsel zu liegen scheint u. gegenüber, jenseits breiter Lagune, auf einem Inselchen eine Filiale von wenigen Häusern zu haben scheint. Sehr kleine ärmliche Häuser in gedrängter Gruppe. Ein Webstuhl in einer Hütte wird sofort versteckt und kommt nicht wieder zum Vorschein. Geschnitzte Trommel erworben. Weiteres Vorschreiten über die ersten Häuser hinaus auf einem Pfade, der durch Pflanzungen hindurch zu weiteren Siedlungen zu führen schien, wurde auf dringendes Bitten der Leute unterlassen. Der Anwerbung waren sie nicht geneigt.⁷² Als Trade gingen hier früher nur leere Flaschen, denen man auch diesmal sehr eifrig nachfragte. Daneben nahm man gern Tabak, aber auch eiserne Messer, Äxte, rote lavalaps [importierte Tücher] u Perlen, selbst eiserne Angelhaken – ein entschiedener

⁷⁰ a.a.O.

⁷¹ Zu dem Einfluss von Albert Hahl auf die Forschungsarbeit vgl. Buschmann 2003. Vgl. auch Buschmann 2009.

⁷² Zum Verhältnis von Anwerbung von Plantagenarbeitern und der Sammeltätigkeit von Ethnographica vgl. Schindlbeck 1997.

Fortschritt. Die Flaschen, möchte ich vermuten, dienen wohl weniger als Behältnisse, als als Material zum Schneiden, doch sah ich kein Glas verwendet. Vielleicht treibt man damit auch Handel ins Hinterland. Kokospalmen sind äußerst selten, Nahrung vornehmlich Taro.⁷³

Schon hier wird deutlich, dass er trotz der hinter ihm stehenden kolonialen Macht nicht alle Gegenstände erwerben kann. Wichtig sind seine Ausführungen zum „trade“, d. h. zu den Tauschwaren. Hervorzuheben ist Waldens Abhängigkeit von der Kolonialverwaltung. So besuchte er auch den schon erwähnten Kolonialverwalter Franz Boluminski (1863–1913), nach dem noch heute auf Neuirland der berühmte Boluminski Highway benannt ist (Abb. 12): „Bei Panagúndu endet die 150 km lange und 10 m breite Straße, welche der Stationschef Boluminski von Kävieng aus an der Ostküste hinab hat anlegen lassen, und hier endet auch der Norddistrikt.“⁷⁴ Nach Diensten in Ostafrika kam Boluminski 1894 zur Neu Guinea Compagnie an der Nordküste von Neuguinea, 1900 eröffnete er nun im Kolonialdienst tätig die Station Kävieng auf Neuirland, wo er 1910 Bezirksamtmann wurde. Er starb 1913 in Kävieng. Am 3. Dezember besuchte Walden Boluminski in seinem Bureau:

„Boluminski will dem Museum eine große Sammlung stiften. Er hat 6–7 von den alten Zwitterfiguren. Darf ich aussuchen – Der Rest ist für Stuttgart versprochen. „Mein Freund Graf Linden“. Linden scheint hier überhaupt sehr beliebt zu sein, auch z. B. bei Thiel. Der schöne Name macht an sich wohl manches – dazu die Orden. Dann scheint er sehr liebenswürdige Briefe zu schreiben. Die Berliner Schreiben sind den Leuten zu „formell“; und dann passt es ihnen nicht, nach Herkunft, Zweck u. Bedeutung der geschenkten Stücke gefragt zu werden. Thiel beziehe alles aus 2. u. 3. Hand, wodurch die Sachen ihm selbst recht teuer werden; Boluminski interessiert sich für die Ethnologie an sich gar nicht. Er will in erster Linie Verwaltungsbeamter sein. Da sind den Herren Fragen unbequem und peinlich – weil sie sie nicht beantworten können oder mögen. Linden schreibt: Auskunft wäre ja sehr erwünscht – wenn Sie aber keine geben können, schadet das auch nicht viel. Wir wissen die Sachen schon unterzubringen – Hauptsache, dass wir erst mal die Stücke haben. Das ist m.E. Sammelei, aber keine wissenschaftliche Sammlungsweise. Immerhin würde ich empfehlen, mit Fragen vorsichtig und nicht zu dringlich zu sein. Es ist den Herren peinlich, nicht antworten zu können. Folglich ärgern sie sich. Die Doublettenfrage, in der Dr. Stephan den Grund der Missstimmung sieht, kommt mehr insofern in Betracht, als die kleinen Museen zu viel Vorwand zum Schreien haben (das tun sie anscheinend reichlich). Auch müssten zuweilen Wünsche der Sammler, auch wenn die Erfüllung z. Z. schmerzlich erscheint, und wenn sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu beklagen sind, in entgegenkommender Weise behandelt werden. Die Leute ärgern sich, wenn sie zu wenig schöne Stücke zu Dekorationszwecken usw. zurückerhalten – und sind sie auch

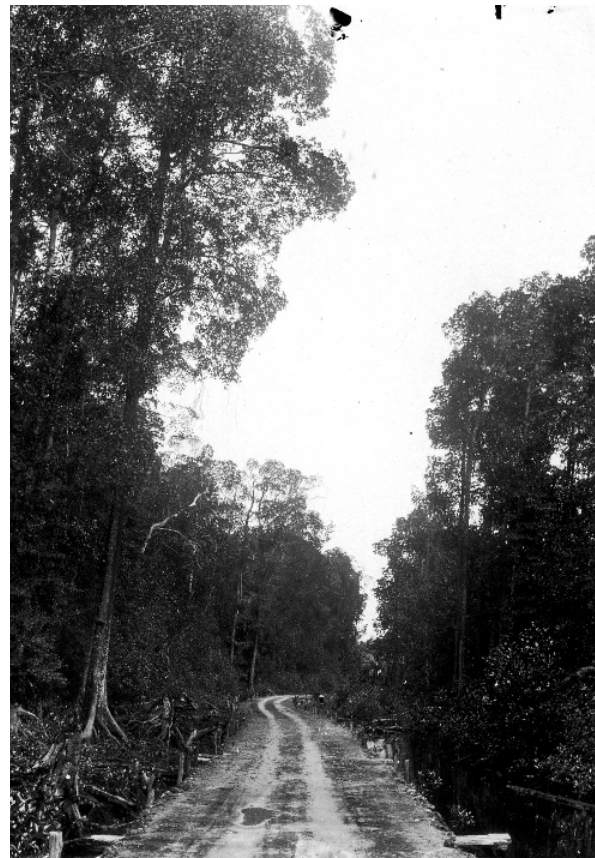


Abb. 12. Der Boluminski-Highway zur Zeit von Walden (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

manchmal, wie ich aus Berliner Erfahrung weiß, in ihren Wünschen ziemlich unvernünftig – es ist der tatsächlich vorhandenen Missstimmung gegenüber wohl richtig, eine Zeit lang besonders viel Rücksicht zu nehmen und im Einzelfall lieber auf manches gute Stück zu verzichten in der Hoffnung auf weitere Gaben desselben oder ihm befreundeter Sammler. Boluminski will also 3 Zwitterfiguren schenken. Außerdem konnte ich ein paar schöne, große Schnitzereien (Malagane) im gewöhnlichen Stil aussuchen. Sehr reichlich ist das Lager z. Z. nicht (Stuttgart). Eine kleine Zwitterfigur, gutes altes Stück, ist übrigens in den Privatbesitz der Frau Assessor Full in Herbertshöhe übergegangen, die zur Dekoration „sammelt“. Die nächsten 10 Jahre wird sie sich wohl nicht davon trennen (jede Anfrage wäre erfolglos).⁷⁵

Diese Passage ist besonders wichtig, weil sie auf die berühmten Uli-Figuren hinweist und auf die Sammeltätigkeit des Bezirksamtmanne Boluminski.⁷⁶ Ferner wird die Konkurrenzsituation mit der Stuttgarter Sammlung deutlich. Aber auch der wissenschaftliche Impetus, den Walden zu verfolgen sucht, setzt ihn deutlich von anderen Sammlern seiner Zeit ab. Mit

⁷³ Schindbeck 2019.

⁷⁴ Krämer-Bannow 1911: 15.

⁷⁵ Schindbeck 2019.

⁷⁶ Von Boluminski sind in die Berliner Sammlung 180 Gegenstände im Jahre 1903, 1 Gegenstand 1904 und 77 Gegenstände im Jahre 1908 eingegangen, worauf sich der Hinweis von Walden bezieht.

dem Schiff erreichte er am 16. Dezember 1907 den Ort Fezoa (auch Fissoa geschrieben), der von nun an sein Ausgangspunkt für seine Arbeit im Norden der Insel sein sollte. Dort wurde er von Boluminski, der in dem Ort Steuern eintreiben wollte, und dem Pflanzer Assunto Costantini (1869–1921) empfangen. Am folgenden Tag reiste Boluminski wieder ab:

„er erklärte, ich solle lieber nicht selbst sammeln; eine Sammlung, wie er sie schenken wolle käme ihn selbst auf mindestens 1500 M. Costantini meint freilich – er möchte gern so eine Art Monopol als Schenker haben. Ich denke übrigens mit ihm, der allgemein für recht schwierig gilt, gut auszukommen. Selbstverständlich kann ich, schon weil ich unmittelbares Beleg-Material brauche, ohne Sammeln nicht auskommen – das habe ich ihm gleich gesagt.“⁷⁷

Costantini ist eine jener schillernden Gestalten, die es in der Südsee häufig gegeben hat. Aus Italien stammend, arbeitete er zunächst bei der Mission, wurde dann Polizeimeister, danach Händler auf Fezoa. Walden berichtet über ihn Folgendes:

„Herr Costantini war früher Missionar. Er ist Italiener von Geburt, jetzt naturalisierter Deutscher. Gehörte einer jesuitischen Congregation an. Er saß auf einem vorgeschobenen Posten in der Gazelle, Papatava, machte sich bei den Eingeborenen, deren Sprache er beherrscht, relativ beliebt, genoß jedenfalls ihre Achtung – machte sich aber mit der Zeit unbeliebt bei seiner Obrigkeit. Angeblich – er bestreitet die Wahrheit – soll er einem großen Hang für die Weiblichkeit allzu sehr nachgegeben haben. Man schickte ihn „zur Erholung“ nach Italien zurück. Der Bischof war aber so unvorsichtig, allzu früh zu verkünden, dass Costantini in Italien zur Rechenschaft gezogen werden – also wohl in einem Kloster verschwinden – solle. In Friedrich Wilhelmshafen erhielt Costantini Nachricht davon – schon an Bord des Schiffes. Er sagte, er müsse sich rechtfertigen und blieb. Als kurz danach Frau Wolf ermordet wurde, beauftragte die Regierung Costantini als besten Kenner des Landes, mit der Leitung der Strafexpedition, die denn auch einen sehr guten Erfolg hatte. Eine dauernde Anstellung kam aber nicht zustande. Costantini fand statt dessen bei der Neu Guinea Compagnie Brot. Die Mission prozessierte lange Zeit, immer erfolglos, gegen ihn. Jetzt hat Costantini die Station der NGC hier, soll aber in diesen Tagen abgelöst werden. Er will in Munuwai selbst eine Pflanzung gründen – 3 Stunden von hier. Er kann dem Museum vielleicht noch von Nutzen sein, da er auch hier die Sprache treibt und sich verständigen kann, ohne sie indes bisher so zu beherrschen wie die von „Kokobo“.“⁷⁸

Während Walden weiter sein Material auspackte, hatte er gleich am folgenden Tag heftiges Fieber, d. h. Malaria. Dann gibt Walden Auskunft über seine Leute:

„1. ein von Spangenberg auf kurze Zeit geliehener Junge (Mismibone) aus Kapsu, der die hiesige Sprache versteht. 2. Koch Luaio, der recht brauchbar ist, sich aber nur auf 4 Monate und

hiesige Gegend verpflichtet. Er bringt seinen kleinen Bruder zur Hilfe mit (Galumun oder Kalumun). Beide sprechen Sprache von Loragun, der hiesigen sehr verwandt, und haben in Towate (neben Fezoa) ihre Stiefmutter wohnen. Dann von Boluminski gestellte Polizeijungen (Gazellehalbinsel), die aber für persönliche Dienste usw. nicht gebraucht werden dürfen, sondern zum Schutze dienen sollen. Ein Mann aus Fezoa kommt jeden 2. Tag, um das Gewehr zum Taubenschießen zu holen. Die Wäsche besorgt die Schwester des Häuptlings von Fezoa, Daias, auch ohne eigentliches Engagement. Hier einen Jungen „fest“ anzuwerben, ist anscheinend unmöglich, da Costantini für seine neu gegründete, mit dem 1. Januar selbständig bearbeitete Pflanzung (nach Ausscheiden aus dem Dienst der Compagnie) 125 Leute meist aus der Gegend angeworben hat.“⁷⁹

Schon zwei Tage später kamen Leute und boten ihm Schädel an: „Leute von Lemusswong bringen 4 nicht oder kaum präparierte Schädel: wollen pro Stück 2 M und nicht weniger haben. Ankauf weil zu teuer abgelehnt. Höre von Costantini, dass Thiel für jeden präparierten Schädel 5 M gezahlt hat.“⁸⁰ Max Thiel war ebenfalls Händler, verwandt mit Eduard Hershheim, d. h. er arbeitete für die Hershheim Gesellschaft und verbrachte viele Jahre im Bismarck-Archipel.

Walden besuchte auch die Nachbardöfer von Fezoa, so das Dorf Kafkaf, das ihm ursprünglicher erschien. Als er das zweite Mal hinkam:

„10 zu einer Haus (Giebel-)Front gehörende geschnitzte Bretter gekauft und mehrere Malagäne. Eins darunter, eine Maske (*merue*) mit menschlichen Knochen zu beiden Seiten des Kopfes, mit langer Nase und mit 2 großen roten Zeugohren ähnlich Flügeln. Ferner geschnitzte Bretter von einem alten, niedergebrochenen Haus, die die Eingeborenen in einem Schuppen verwahrten. [...] Die Maske mit den Knochen ist nicht in Kafkaf gemacht worden, sondern von Leuten (ihrem Bruder) aus Louan, dem Heimatdorf der Frau, dorthin gebracht worden. Die Knochen sind Hüftknochen eines Buka, Pflanzungsarbeiters. Früher wurden Knochen im Kampfe getöteter Feinde so verwandt. Als ich auf den eingezäunten Platz kam, auf dem die 2 Häuser für die Malagäne (Schnitzwerke) stehen, war die Maske nicht mehr vorhanden. Die Leute hatten sie offenbar nach meinem Besuche 2 Tage vorher beiseite geschafft. Erst wollten sie nichts mehr davon wissen, erst als ich Ihnen sagte, ich hätte sie ja vor 2 Tagen gesehen, brachten sie nach langem Warten die Maske zum Photographieren an ihren Ort. [...] Hier waren 2 solche Schuppen gebaut. Der eine, vielleicht dem Langhaus entsprechend, enthielt mehrere Malagäne und Masken, der andere, anscheinend dem Giebelhaus entsprechend, die Maske mit der langen Nase und den Flügelohren und menschlichen Hüftknochen, auf einen Pfahl aufgesteckt. Diese Giebelhütte war durch eine den Hintergrund der Maske bildende Wand in 2 Teile getrennt. Der vordere, dem Vorraum des Giebelhauses entsprechend, enthielt die Maske, der hintere Raum, vielleicht dem Hausinneren entsprechend, enthielt eine aufrecht stehende halb verrottete doppelseitige Schlafmatte, wie Eheleute sie benutzen. Davon hing oben ein menschlicher Knochen. Auch diese Maske mit den Knochen habe ich mir

⁷⁷ Schindlbeck 2019.

⁷⁸ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 29.12.1907.

⁷⁹ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 19.12.1907.

⁸⁰ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 21.12.1907.

gesichert. Für diese Maske mit der Matte musste ich 10 M bar zahlen (Steuer!). Nachdem ich gezahlt hatte, wurden den Weibern die Sache mitgeteilt. Eine begann darauf hier laut zu weinen. Trade wurde abgelehnt, Handeln war unmöglich.“⁸¹

Walden kam immer wieder mit anderen Pflanzern und Schiffsleuten in Kontakt. Seine Ausführungen geben so einen Einblick in die Sammlungstätigkeiten in jener Zeit. Am 17. Januar 1908 traf der Nachfolger von Costantini ein, ein Herr Miesterfeldt, gebracht von dem Dampfer Siar, dessen Kapitän Vogt „ein eifriger Sammler, scheint allerlei Gutes nach Frankfurt gegeben zu haben,“ wie Walden meint.

„Der Kapitän ist ein sehr beliebter, gutherziger alter Seebär. Um von ihm etwas zu bekommen (er hat schon viel verschenkt), muß man ein persönliches Verhältnis zu ihm haben, sich also etwas angefreundet haben.“⁸²

Walden plante, auch Hausmodelle in Auftrag zu geben, und kaufte unfertige Objekte, um Arbeitsprozesse zu belegen, wie die Herstellung von Schmuckstücken. Wenn er unterwegs war, konnte er die Gegenstände nicht immer mitnehmen. So brachten ihm die Leute die Gegenstände später in das Dorf. Am 28. Januar 1908 hatte er wieder Fieber. Da kamen „Leute von Lananie (Sprachgebiet Lamusong) (n als ng), bringen Ethnographika, die ich z.T. Herrn Miesterfeldt überlasse: Schweinenetze, Fledermausnetz, Keulen, Speere.“⁸³

Am 6. Februar 1908 ging er nach dem Ort Panefau,

„In Panefau einige Schnitzereien malagene gekauft. Eine 4 m hohe Säule, die im heiligen Zaun unter freiem Himmel – geschützt durch eine Baumkrone – vor dem malagen-Häuschen stand. Sie stellt eine Betelpalme dar, deren Stamm zum Zeichen des Tambu mit einem Flechtwerk verhüllt ist (durchbrochen geschnitzt).“⁸⁴

Er kaufte einen 2 m langen, aus einem Stamm geschnitzten Fisch.

„Einen zweiten, ebenso großen Fisch anderer Art kaufte ich nicht, weil der Besitzer 30 M bar Geld dafür haben und nicht mit sich handeln lassen wollte. Auch einige kleine menschliche Figuren ließ ich stehen, weil die Forderungen zu hoch waren. Charakteristisch war überall die Beifügung von Seetieren, als Sockel z. B. Tridacnamuscheln, oder Seeigel, Fische usw.“⁸⁵

Zwei Tage später brachten ihm die Leute aus Panefau die gekauften Schnitzereien (Abb. 13).

„Mit ihnen kommt ein gewisser Marsilau aus Laraibine, ein außergewöhnlich großer, sehr dicker Mann, der unter seinen Landsleuten als Spaßmacher, z.T., auch, wegen seiner Belebtheit besonders, als komische Figur dient. Trotzdem hat er großes Ansehen, da er für reich gilt und ein sehr geschätzter Schnitzer ist. Er brachte eine große Figur, aus deren

Mund ein Schweinekopf herausieht: das übrige Schwein sei bereits von ihr verzehrt. Mit den Totenfeiern sind stets große Schweinessen verbunden.“⁸⁶

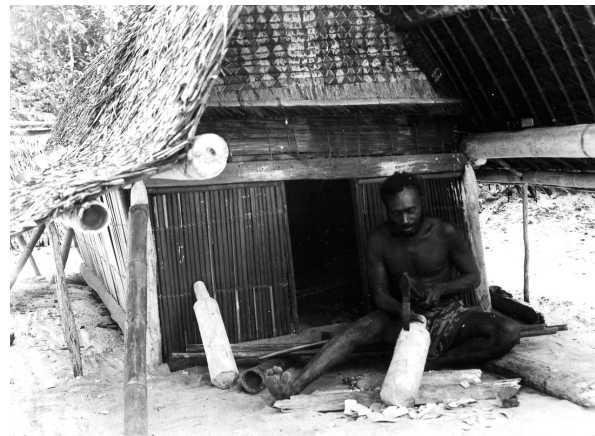


Abb. 13. Der Schnitzer Teringa, Neuirland (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

Am 18. Februar ging er der Westküste entlang von Lemau nach Paneras, ein Gebiet, das angeblich häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war und wo es anders als an der Ostküste keine Kokosplantagen gab. „Bei einem Haus in einem Haufen Kokosnüsse ein Tamбуzeichen: auf einem Stock ein schlecht geschnitzter – unverkäuflicher – menschlicher Kopf im normalen Stil.“ Hierher an die Westküste kamen auch Leute aus den Buschdörfern, von wo die Uli-Figuren stammen.

„Leute aus den Buschdörfern bei Lemau z. B. Konus, bringen Herrn Boluminski einige „Zwitterfiguren“, die dieser für die Berliner Sammlung bestimmt. Sie werden mit großem Geheimnis behandelt, zum Transport in Blätter gehüllt und das ganze Packet durch Tambubeflechtung (wie bei Kokosbäumen) gegen unberufene Öffnung gesichert. Trotzdem schlichen sich die Träger hinten um die Häuser herum: „wenn Weiber die Figuren sehen, sterben sie.“⁸⁷

Zum Abschluss möchte ich noch aus einem Brief von Walden zitieren, der seine Arbeit charakterisiert (Abb. 14): In einem Brief vom 18. Juli 1908, also nach dem Tode des Expeditionsleiters Stephan, schreibt Walden an von Luschan:

„kann ich mich mit irgendwelchen [anthropologischen] Messungen usw. nicht abgeben. Es liegt außerhalb meiner Vorbildung und dazu würde ich bei den ethnographisch sehr unangenehmen Verhältnissen dazu auch nicht die mindeste Zeit haben. [...] Aus den Tagebüchern werden Sie sich über meine Tätigkeit kein Bild machen können: es ist auch sachlich ganz unmöglich, die erst allmählig in Gruppen und Schlüsse

⁸¹ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 11.1.1908.

⁸² a.a.O.: Tagebucheintragung vom 17.1.1908.

⁸³ A.a.O.: Tagebucheintragung vom 28.1.1908.

⁸⁴ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 6.2.1908.

⁸⁵ a.a.O.

⁸⁶ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 8.2.1908.

⁸⁷ a.a.O.: Tagebucheintragung vom 18.2.1908.



Abb. 14. Walden sitzend inmitten von Frauen auf Neuirland (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

zusammenfassbaren Einzelnotizen gerade in Tagebuchform zu verarbeiten. Ich bin mit meinen Resultaten lange sehr unzufrieden gewesen, weil die Fortschritte gerade ethnographischer Arbeit, das Eindringen in Kultur, Mythologie gar nicht vorwärts wollte (meine sprachlichen Aufnahmen sind sicher schon jetzt so umfangreich und genau, dass ich auch als alter Philologe damit zufrieden sein kann). Dass meine Arbeitsweise richtig war, habe ich gerade in letzter Zeit mit großer Befriedigung feststellen können. Mit größter Vorsicht und bei dem im Verkehr mit Europäern gewandten und systematisch lügenden oder schweigenden Neu Irländer besonders notwendigen Zurückhaltung habe ich jetzt sicher Fuß gefasst. Zuerst war ich auf einzelne Andeutungen gelegentlicher Unvorsichtigkeiten der Befragten allein angewiesen.⁸⁸

Schluss

Anhand von zwei Beispielen wurde die Erwerbung von Gegenständen für das Ethnologische Museum in Berlin dargelegt. Beide Sammlungsreisen fanden in dem Gebiet statt, das heute zu Papua-Neuguinea gehört. Die Reisen sind exemplarisch für wissenschaftliche Expeditionen aus dieser Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Dennoch verliefen die Sammlungsaktivitäten sehr unterschiedlich. Während am Sepik viele Erstkontakte zwischen den Europäern und den Einheimischen stattfanden und die Erwerbungen

vor allem mit Tauschwaren getätigt wurden, war es im Falle von Neuirland durch die von der deutschen Kolonialverwaltung vorangetriebene Einführung von europäischem Währungssystem in der Weise anders, dass keine Tauschwaren mehr angenommen, sondern deutsches Geld für die Ankäufe genutzt wurde. Inwiefern sich die Erwerbungsituation dadurch veränderte, lässt sich bisher noch nicht feststellen. In beiden Fällen zeigt sich, dass die Ethnographica den Sammlern angeboten wurden. Es gab jedoch immer auch Situationen, in denen Gegenstände nicht erworben werden konnten. Trotzdem bleibt die Frage nach einer Asymmetrie des Verhältnisses. Ohne diese Asymmetrie wäre es nie zu einer Veräußerung von Ethnographica gekommen. Dabei sollte beachtet werden, dass vor allem in den Gesellschaften ohne Eisen der Bedarf nach diesem Material sehr groß war und den Einheimischen nicht vorenthalten werden konnte. Sowohl Roesicke als auch Walden versuchten so viel wie möglich über die einheimischen Gesellschaften zu erfahren. Daher ist es irreführend, wenn heute sogar in ethnologischen Museen wie z. B. in Basel von einer „Sammelwut“ gesprochen und behauptet wird, dass „zunächst alles gesammelt“ werden sollte.⁸⁹ Gerade Walden wendet sich ja gegen das „Ramschen“ von Gegenständen und von Luschan

⁸⁸ Schindlbeck 2019.

⁸⁹ Siehe die Sonderausstellung „Wissensdrang trifft Sammelwut“ im Museum der Kulturen Basel, 2019. Gerade die Sammlungs-

anleitungen der damaligen Zeit weisen auf eine viel gezieltere und wissenschaftlich fundierte Sammeltätigkeit.



Abb. 15. Schnitzwerke von Neuirland in der Dauerausstellung des 1926 neu eröffneten Museums für Völkerkunde Berlin (Bildnachweis: Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin)

war besonders daran interessiert, zu den schon im Museum vorhandenen Ethnographica Informationen zu erhalten, weshalb er die Deutsche Marine-Expedition ausgeschiedt hatte. Dass die Museen, die Sammler und auch die Medien den ursprünglichen Sinn der Sammlungsaktivitäten aus dem Auge verloren und sich mehr den ästhetischen bzw. dem Kunstaspekt der Gegenstände zuwandten, wie es in der Dauerausstellung des Berliner Museums für Völkerkunde 1926 (Abb. 15) schon deutlich wurde, ist eine spätere Entwicklung und vor allem in Zusammenhang mit der Hierarchisierung von Institutionen zu verstehen. Obgleich auch Roesicke und Walden an Strafexpeditionen der deutschen Kolonialherren teilnahmen, so ist der Anteil von Gegenständen, der von diesen Raubzügen stammt, im Vergleich zu den anderen Gegenständen, die im Tausch oder gegen Geld erworben wurden, äußerst gering.

Literatur

- Buschmann, Rainer F. (2003): Colonizing Anthropology: Albert Hahl and the Ethnographic Frontier in German New Guinea. In: H. Glenn Penny and Matti Bunzl (eds.): *Worldly Provincialism. German Anthropology in the Age of Empire*. Ann Arbor, The University of Michigan Press: 230–255.
- Buschmann, Rainer F. (2009): *Anthropology's Global Histories. The Ethnographic Frontier in German New Guinea, 1870–1935*. Honolulu, University of Hawai'i Press.
- Fischer, Hans (1981): *Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus*. Frankfurt a.M., Syndikat.
- Forster, Georg (1979): *Entdeckungsreise nach Tahiti und in die Südsee 1772–1775*, Tübingen, Erdmann Verlag.
- Gardner, Helen (2002): Gathering for God: George Brown and the Christian Economy in the Collection of Artefacts. In: M. O'Hanlon und R. L. Welsch (eds.), *Hunting the Gatherers. Ethnographic Collectors, Agents, and Agency in Melanesia, 1870s–1930s*. New York, Oxford, Berghahn: 35–54.
- Harms, Volker (2004): Die ehemals private Südsee-Sammlung von Augustin Krämer in der Tübinger Universität. Eine sammlungsgeschichtliche und biografische Skizze. In: Dorothea Deterts: *Auf Spurensuche. Forschungsberichte aus und um Ozeanien zum 65. Geburtstag von Dieter Heintze*. Jahrbuch XI. Überseemuseum Bremen. TenDenZen 03: 51–60.
- Hauser-Schäublin, Brigitta (1998): Getauschter Wert – Die verschlungenen Pfade der Objekte. In: B. Hauser-Schäublin und G. Krüger, *James Cook, Gaben und Schätze aus der Südsee*. München, Prestel: 11–29.
- Hufschmidt, Isabel (2019): Provenienzforschung – Pflicht ohne Kür. In: Museum Folkwang, Essen (Hg.): *Sammlungsgeschichten: Provenienzforschung im Museum Folkwang*. Essen-Kettwig, Woeste Druck und Verlag.
- Kaeppeler, Adrienne (1998): Die Göttinger Sammlung im internationalen Kontext. In: B. Hauser-Schäublin und G. Krüger, *James Cook, Gaben und Schätze aus der Südsee*. München, Prestel: 86–93.
- Kohl, Karl-Heinz, Fritz Kramer, Johann Michael Möller, Gereon Sievernich und Gisela Völger (2019): *Das Humboldt Forum und die Ethnologie. Ein Gespräch zwischen Karl-Heinz Kohl, Fritz Kramer, Johann Michael Möller, Gereon Sievernich, Gisela Völger*. Frankfurt a.M., kula Verlag Dr. Edgar Bönnisch.
- Kramer, Fritz W. (2019): Koloniales Erbe. Afrikanische Künste, transkultureller Tausch, Ethnologische Sammlungen. *Lettre International* 124: 12–17.
- Krämer-Bannow, Augustin (1911): Der Verlauf der Deutschen Marine-Expedition 1907–1909. *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde*: 14–23.
- Kubary J. S. (1895): Notizen über einen Ausflug nach den Westlichen Karolinen. In: Kubary J. S.: *Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen Archipels*. Leiden, Verlag von PWM Trap.
- Penny, H. Glenn (2019): *Im Schatten Humboldts. Eine tragische Geschichte der deutschen Ethnologie*. München, C. H. Beck.

- Probst, Peter (1983): Beobachtung und Methode: J. S. Kubary als Reisender und Ethnograph im Spiegel seiner Briefe an Adolf Bastian. *Baessler-Archiv* N. F. 31: 23–56.
- Radisch, Iris (2018): Sie schaffen altes Unrecht ab. *Die Zeit* vom 19. Juli 2018, Nr. 30: 40.
- Savoy, Bénédicte (2018): *Die Provenienz der Kultur*. Berlin, Matthes & Seitz.
- Scheps, Birgit (2005): *Das verkaufte Museum. Die Südsee-Unternehmungen des Handelshauses Joh. Ces. Godeffroy & Sohn, Hamburg, und die Sammlungen „Museum Godeffroy“*. Kelttern-Weiler: Goecke & Evers.
- Schindlbeck, Markus (1997): The Art of the Head-Hunters: Collecting Activity and Recruitment in New Guinea at the beginning of the twentieth Century. In: H. J. Hiery und J. M. MacKenzie, *European Impact and Pacific Influence*. London, New York, Tauris Publishers: 31–43.
- Schindlbeck, Markus (2001a): Deutsche wissenschaftliche Expeditionen und Forschungen in der Südsee bis 1914. In: H. J. Hiery, *Die deutsche Südsee 1884–1914*. Paderborn, etc. Schöningh: 132–155.
- Schindlbeck, Markus (2001b): Kolonialwaren und Trophäen. Die Abgabe von Dubletten und das Berliner Museum für Völkerkunde im Kontext des Kolonialrevisionismus. *Paideuma* 47: 83–101.
- Schindlbeck, Markus (2010): Zur Geschichte von Neuirland. In: *Kunst aus Neuirland. Die Hans Meyer-Sammlung Bismarck-Archipel*. Ethnologisches Museum. Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz. *Patrimonia* 221: 6–46.
- Schindlbeck, Markus (2012): *Gefunden und verloren. Arthur Speyer, die dreißiger Jahre und die Verluste der Sammlung Südsee des Ethnologischen Museums Berlin*. Bönen, Verlag Kettler.
- Schindlbeck, Markus (2013): Human Remains zwischen Politik und Ahnenverehrung. In: Holger Stoecker, Thomas Schnalke, Andreas Winkelmann (Hg.), *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*. Berlin, Ch. Links Verlag: 370–391.
- Schindlbeck, Markus (2015): *Unterwegs in der Südsee. Adolf Roessicke und seine Fahrten auf dem Sepik in Neuguinea*. Berlin, Nicolai.
- Schindlbeck, Markus (2018): Rotes Tuch und Ahnenmasken: Der Handel mit Ethnographica aus Ozeanien. In: Silke Hensel und Barbara Rommé (Hg.), *Aus Westfalen in die Südsee. Katholische Mission in den deutschen Kolonien*. Berlin, Reimer Verlag: 224–236.
- Schindlbeck, Markus (2019): *Edgar Walden und die Deutsche Marine-Expedition. Tagebücher und Schriften aus der Südsee*. Ms.
- Schulze, Sabine und Silke Reuther (Hg.) (2014): *Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg*. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.
- Thode-Arora, Hilke (1992): Die Familie Umlauff und ihre Firmen – Ethnographica-Händler in Hamburg. *Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg*. N.F. 22: 143–158.
- Waterfield, Hermione und J. C. H. King (2006): *Provenance. Twelve Collectors of Ethnographic Art in England 1760–1990*. Paris, Somogy.

Online-Quellen

<http://alfredflechtheim.com/provenienzforschung/> / aufgesucht am 17.7.19.

Dr. Markus Schindlbeck
Johannisberger Str. 3
14197 Berlin